

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 1 (1860)

Artikel: "Hochmuth kömmt vor dem Fall."
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007846>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Hochmuth kömmt vor dem Fall.“

Das ist so ein altes Sprichwort, man hört's oft und sagt's oft, aber was es eigentlich bedeuten soll, dem fragt man nicht viel nach. Drum, mein lieber Leser! wollen wir einmal darauf kommen, was dahinter steckt.

Es giebt doch viele Herrenleute auf der Welt, sie sind ihrer Lebtag obenan, sie tragen feine Kleider, Handschuhe mitten im Sommer, alle Morgen frisch gewichste Schuh und Stiefel, goldene Uhrenketten, Sommerdächli und allerlei Seidenstaat, sie essen gut und schaffen Jahr aus und ein keinen schweren Werkstreich. Man sollte doch meinen, sie wären recht hochmüthig und doch haben du und ich es nie erlebt, daß sie von ihrer Hoheit hinuntergefallen sind. Dann giebt es auch wieder eine andere Menschen-sorten, sie kommen in Hosen und Röcken man weiß nicht recht was das Zeug für eine Farbe gehabt, von wegen dasselbe ganz abgetragen und mit Bläßen ausgefleckt und überzoogen ist. Sie leben gering, wie's eben aus dem täglichen Lohn ausreichen mag, und wenn's etwas recht Unsauberes, Mühsames oder Langweiliges im Hause zu thun giebt, so läßt man wo möglich eines dieser menschlichen Lastthiere kommen, denn für das ist der Kasperli, der Franzsepp, das Marjan oder's Ehrini gut genug. Das sind also die Leute, die nach unserer menschlichen Ansicht zu unterst am Tische sitzen, und doch weiß das ganze Land, daß sie nie zu oberst gewesen und durch ihren Hochmuth dahin unter gesunken sind.

Möcht' es dich nicht bisweilen bedünken, das Sprichwort sei falsch! — Nun darüber findet ein verständiger Mensch sich bald zurecht, wenn er bedenkt, daß der Reichthum nicht Hochmuth, sowenig als die Armuth Demuth ist, daß aber der Hochmuth im Herzen des Menschen bestehet und wohnet und daß der Mensch zum Falle kommt, er mag noch so hoch stehen, wenn er diesen bösen Geist in seinem Herzen schalten und walten läßt.

Am besten versteht und begreift man ein Ding durch ein Beispiel, wir wollen aber keines ersinnen, sondern eines nehmen, wie wir es genugsam finden auf der ganzen Welt, oder gerade in unserem eigenen Land.

Im Stanzler Dorf wohnte einst ein reicher Mann. Sein Haus steht noch, aber kein Wap-

pen, kein Namen, vom Keller bis unter die Ziegel, ist von dem vornehmen Mann mehr zu finden. Matten und Weiden waren nicht seine Freude, dem lieben Vieh ist er auch nicht nach gegangen, aber das trochen Baargeld legte er mit Vergnügen in seine Kästen, alte Gülden und Briefe waren sein Wohlgefallen und sein Stolz, denn groß war sein Erbtheil vom Vater, auch soll er ein namhaftes Gut von seiner Frau empfangen haben. Diese war eine Fremde. Es kamen auch gar oft galante Herren Vettern und vornehme Basen die reiche Verwandte in Stanz zu besuchen. Sie trieben in des Herren Vettters Haus ganze Wochen durch allerlei Kurzweil, Muttendröhlen, Niggelschlagen, Kegeln und Kartenspiel. Wenn aber der Hausvater bisweilen die Unterhaltung seiner Gäste der Frau überlassen, dann gings gar holdselig und freundschaftlich im Hause, fast mehr als der Hausvater den Gästen und der Wirthin zugemuthet hätte. Einst war er Abends ausgegangen und kehrt unvermuthet früh wieder heim. Er klopft an der Hausthür, aber Niemand will ihn hören, er schleicht um Haus und Garten und gelangt zu einer Hinterthür, die nicht in's Schloß gefallen. Daß man die Hausthür früh geschlossen und sein Klopfen nicht gehört, macht dem Mann keine gute Gedanken. Ganz still und ungemerkt vermeidet er, daß die Stiege unter seinen Füßen krache. So kommt er bis zur Stubenthür und drinnen hört er tanzen und musizieren mit Trümpi und Hackbrett. Nun will er rasch in die Stube treten, und hat die Thür schon halb geöffnet, aber halt, ein tanzender Maskerad fällt mit dem Rücken in die Thüre und schläat diese dem eintretenden Hausvater auf seine Nase zurück. Jetzt hat dieser genug gesehen, seine Fassung ist zu Ende. Er packt den Verkleideten beim Kragen, zerreißt ihm sein seidener Kamisol, zerzaust ihm die Perrücke jämmerlich und reibt ihm seine Fäuste um die Nase. Erst nach diesem handgreiflichen Empfang sah sich der Hausherr in seiner Wohnung ein wenig um. Der eine Herr Vetter stand im zerrissenen Weihnachtsrock des Hausvaters, wie ein armer Sünder, seine Frau funkelte in ihrem kostbarsten Schmucke, die alten silbernen Kerzenstöcke standen auch zur Schau, der Tisch war überladen mit

allem was Küche und Keller vermochten, aber in all dieser Pracht und Herrlichkeit sahen die Gäste sammt der Wirthin gotterbärmlich aus. „Der tusig Gotts und üser liebe Frauen Willen, mach doch nid ungschickts, mi liebe Ma, mä hender au nur ä Gspaf wellä mache, bis der doch nid chibig und nimm jetzt au ä Schluck Wi“ — sagt endlich die Frau und bringt ihm einen silbernen Becher entgegen, allein der hausväterliche Zorn ist noch nicht gekühlt. Mit einem Faustschlag flog der Becher aus der Hand der Frau an die Wand. Der andere Herr Vetter stand zitternd im Osterstaat des Hausberren da, will Alles aufbieten, um das ausgebrochene Feuer des Zornes und der Eifersucht zu löschen, allein umsonst, die Herren Vettern mußten Nachts noch um andere Herberg aus und hintennach zogen Trümpi und Hackbrett. So hat dieser Faschnachtsabend geendet und aus war's mit dem Hausfrieden. Der Sohn des Hauses, ein junger, fröhlicher Bursche, überdrüssig des täglichen häuslichen Streites, suchte bald andere Gesellschaft außert dem Haus und fand Kameraden der lockendsten Gattung, die bei Spiel und Tanz ihn um seines Vaters Geld hilfreich erleichterten. Das gefiel dem Alten auch nicht, deswegen gab's manchen Strauß zwischen Vater und Sohn, d'rum verlangte der Sohn fort und der Vater will lieber seinen Sohn hinaus fahren seben in die wilden Stürme der Welt, als durch dessen leichtsinnige Streiche eine Demüthigung seines Hochmuthes im Lande erleben. Auf einem wohlgefattelten Roß, mit vielem Gelde und einem eigenen Bedienten verläßt der Sohn Haus und Land, um die Freuden der Welt im vollem Maße zu genießen. So wie sich Mann und Frau einander immer weniger verstehen und ertragen konnten, um so mehr und lieber ging jedes seine eiaenen Wege. Der Mann war mehr im Wirthshaus als unter seinem Dache, denn da galt er was, er war der reiche Mann, der seinem Maul auch was gönnen mochte, und ließ sein Hauswesen fahren. Die Frau trieb Pracht und Aufwand so viel es immer möglich war, so kam das Geld wieder in Umlauf, nur fand es seinen Rückweg in den alten Kasten nimmer. Die alten Gülden erschienen für und für auch wieder am Tageslicht, aber wanderten dann gewöhnlich wieder in andere Hände, hatte aber nichts zu sagen, denn für die Verkaufsten ließ der Mann nur wieder neue machen und zwar auf seinem eigenen Haus und Hofstaat.

Unser Mann hatte für seine im Wirthshaus und am Spieltisch genossenen Freuden, für seinen unerfättlichen Hochmuth alljährlich die Ehre, schon einen beträchtlichen Zins auf seinem Hauswesen zu machen, oder aber die Ansprecher sicher zu stellen; hingegen beschwerten ihn seine Gültenzinsen gar nicht mehr und er mußte am Martinabend deswegen keine Stunde wachen. Auch die schweren alten Kerzenstöcke von gediegenem Silber mußten daran glauben. Einer nach dem andern wurde aus seinem Versteck hervorgehant, in ein Säcklein geschoben und durch den treuen Knecht Remig Flühler so im Geheimen in Luzern verkauft, das erlöste Geld reichte aber nie lange aus, dieweil allemal zum Voraus dieß und das daraufhin gespannt gewesen. Endlich kam es dahin, daß unser Mann sein schönes bequemes Haus im Stanzerdorf verlassen und beim alten „Pffsenmacher“ draußen Behausung nehmen mußte.

Nach vielen Jahren kam einst vor sein ehemaliges Haus ein armer Handwerksgefelle Seine ganze Habe hieng in einen schlechten Sack gebunden an seinem Rücken. Er fragt nach dem alten Landesfahndrich, der da gewohnt. Der sei schon lange beim alten Pffsenmacher z'hus, sagte ihm ein Maurermeister, der vor dem Haus ein Pflaster kochte. „Willst Arbeit, sagt ihm der Maurer weiter,“ mein Handlanger ist mir erlegen, kannst bald mehr bei mir verdienen, als bei einem alten Lump. Der fremde Gefelle besinnt sich lange, geht fort, er spricht noch da und dort zu, Niemand will ihn kennen, noch annehmen. Nach ein paar Stunden kommt er zurück, nimmt den Pflasterhacken und tritt in Arbeit ein. Ihm ist so bang und schwer, denn er weiß, wie er vor vielen Jahren mit Pferd und Mann, mit Geld und Kleid von diesem Haus ausgegangen. Und wer konnte es glauben, am Gewand die letzten Fäden, am Geld seit vielen Jahren fertig, an Fleisch und Blut vermagert und verlebt, steht des reichen Landesfahndrich Bintis Sohn, vor seines Vaters Haus und kocht Maurerpflaster um geringen Lohn.

Und als der Tod seinen treuen Diener, den Todtengräber, in die Grube riß, da stellt sich des reichen Bintis Sohn vor die Gemeinde, bittet ganz demüthig, man möchte ihm doch das Dienstli anvertrauen, und die Gemeinde hatte Erbarmen mit dem Heruntergekommenen und wählte ihn zum Todtengräber.

Sic transit gloria mundi.